Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 126 (1960)

Heft: 5

Artikel: Ist "Truppenmoral" messbar?

Autor: Bigler, Rolf R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-38634

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

chefs Bundesrat Rudolf Minger zu verdanken, daß trotz der kurz bemessenen Frist nicht nur die beiden ersten, sondern auch die letzte Etappe, diejenige der Anpassung der Militärverwaltung, noch vor Ausbruch des neuen Krieges unter Dach gebracht werden konnte» (Die Schweizerische Landesverteidigung, Zürich 1953).

Der wirklich große Mensch und Eidgenosse wirkt aber nicht nur als Vorbild durch das, was er tut, sondern auch durch das, wie und aus welcher Gesinnung heraus er es tut. Mögen wir Mingers Leistung als Ansporn empfinden und uns von seiner Arbeit bestätigen lassen, daß genaue und getreue Pflichterfüllung dem Menschen stille Größe verleiht. Vergessen wir aber darüber nicht, Rudolf Minger als Menschen anzuschauen, der aus gediegenem Wesen heraus wirkte und so auch durch seine menschliche Standfestigkeit und Lebensart wegweisend wirkt. Und so möchten wir den Eidgenossen, unter dessen Namen die Militärschule des Jahres 1960 steht, mit einem Worte aus Rudolf von Tavels «Meischter und Ritter» auszeichnen, mit einem Wort, das zwar nicht auf Minger gemünzt war, das ihn aber gerade durch den bernischen Heimatlaut im Wesen trifft: «Hie und da stellt der lieb Gott eine zwüschenyne, wo ganz grad bliben isch – wie ne Tanne, fescht gwachsen im Heimetbode und mit dem Trieb der Sunne zue».

Ist «Truppenmoral» meßbar?

Von Hptm. Rolf R. Bigler

Wieder und wieder schleicht sich in militärischen Publikationen, in Memoiren und Vorträgen bestandener Offiziere jeden Ranges die Erkenntnis ein, in Krieg und Kampf sei die Moral der Truppe, eine kaum scharf definierte Variable, gar bedeutsam. Bekanntlich drückte Napoleon in cartesianischem Geist diese gängige Tournure in ein knappes Zahlenverhältnis hinein. Wie drei zu eins verhalte sich Moral zur Ausrüstung einer Truppe. Dreimal wichtiger sei der Kampfgeist eines militärischen Verbandes als die Art der Waffen, meinte der schlachtengewohnte Korse in einer Zeit, da die Bürgerheere der Revolution über die Länder Europas fegten. Für jene Epoche des Umbruchs eine vertretbare Simplifikation. Wie verhält es sich heute? Nun, der totale Krieg stellt für die psychische Widerstandskraft des Soldaten (und des Zivilisten) eine unglaubliche Zerreißprobe dar. Daraus folgt die unangefochtene Einsicht, daß die napoleonische Zahlenmalerei heute, im Zeitalter der ideologischen Ausweitung kriegerischer Auseinandersetzungen, einen mindestens gleichwertigen Wahrheitsgehalt ausdrückt, wie eh und je.

Die moderne Kriegführung, welche weder eindeutig auf das Extrem der Masseninfanterie noch auf den gegenpoligen Druckknopfkrieg der wenigen Spezialisten zusteuert, diese Kriegführung fordert eine Erziehung des Soldaten und des Offiziers, welche weit über die handwerkliche Anlernung mit neuzeitlichem Kriegsgerät hinausreicht und immer mehr in den diffizileren zwischenmenschlichen Bereich hinüberlappt. Gewiß formt der Mensch die Technik, aber dieser Prozeß ist reversibel. Die Technik modelt ihrerseits den Menschen um. Sie fordert – wir brauchen den üblichen Terminus – die Anpassung des Menschen an seine beziehungsvolle Umwelt. Wie man weiß, bedeutet dieser Vorgang eine hohe Kostenstelle im Haushalt der Zivilisation, zumal diese Dynamik in den letzten hundert Jahren immer rasanter geworden ist. Die industrielle Arbeitsteilung, die Menschenkonzentration auf engem Raum, die für den Laien nicht mehr überblickbaren wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, haben u. a. die zwischenmenschlichen Beziehungen so stark kompliziert, daß Kurzschlüsse an verschiedenen Stellen des Sozialsystems zur Alltäglichkeit geworden sind. Die Liste der Defekte ist lang. Zunahme der Verbrechen, psychische Krankheiten, Wirtschaftskrisen sind einige der möglichen Konsequenzen.

Heute wird von der «*Kriegsmaschine*» gesprochen. «Mars regiert die Stunde» – hieß es einst. Mars, ein Gott in schimmernder Wehr. Aber in dieser Vorstellung geisterte ein bärtiges Gesicht, ein menschlicher Körper im Panzer, eine Hand, die das Schwert führt – ein Gott, aber in Menschengestalt. Mars konnte innehalten, nachdenken und endlich bedurfte er zeitweiliger Ruhe. Die Kriegsmaschine dagegen wird angeworfen und läuft und läuft. Dieses unheimliche Symbol dramatisiert bildkräftig die militärische Arbeitsteilung unserer Zeit. Wer spricht noch von Kriegshandwerk? Die Maschine ist Ausdruck des wiederholten, immer gleichen Prozesses. Den Handwerker hat sie überflüssig gemacht. Wir sagten Kriegsmaschine und meinten militärische Arbeitsteilung, differenzierte Spezialisierung. Die Führung wird schwieriger, weil sie sich nicht mehr am Handgreiflichen festklammern kann, weil auch sie sich auf Umwegen die Übersicht beschaffen und erarbeiten muß. Und der Kampf selbst? Wie die Schlachten des Zweiten Weltkrieges beschrieben worden sind, ähneln sie weit eher apokalyptischen Schreckbildern als dem tödlichen Duell zweier Heere. Der Soldat duckt sich in der Landschaft der Zerstörung, vom feindlichen Feuer festgenagelt, er sieht den Feind nicht, und selbst der Truppenverband, dem er selbst angehört, lebt nur in seiner Vorstellung, denn er kann auch ihn nicht wahrnehmen; dafür droht ihm von überall her die «anonym» gewordene Vernichtung. Ihm ist es vollständig unmöglich, die Gesamtsituation, innerhalb derer er nun lebt und leidet, zu erkennen, zu definieren und sein Verhalten

entsprechend auszurichten. Der mitreißende Sog des kompakten taktischen Haufens fehlt. – Warum kämpft der Soldat weiter? Einsam gegenüber einer überspitzt rationalisierten Zerstörung ohne Gesicht, wird ihn das Gefühl eigener Nichtigkeit und Hilflosigkeit beschleichen. Es könnte sich zur Gewißheit verdichten.

Greifen wir nun auf die «Moral» zurück, über deren Bedeutung Einigkeit zu herrschen scheint. Hält den Soldaten das Pflichtgefühl an, das Richtige zu tun – oder spielt seine weltanschauliche Überzeugung die Hauptrolle? Treibt ihn der Wille des Führers vorwärts oder seine Angst vor Bestrafung? Oder wirken alle Motive zusammen? Von der Lösung dieses Problems hängt nicht gerade alles, aber sehr viel für die Kampftüchtigkeit einer Truppe ab.

Dieselbe Problemstellung ist 1947 von kundiger militärischer Seite herausgearbeitet worden. Damals präsentierte der Oberst der US Army, S. L. A. Marshall, einem breiteren Publikum Schilderungen und Kommentare über das Verhalten amerikanischer Truppen im Gefecht unter dem Titel «Men against Fire». Als Chef-Armee-Historiker sollte der ehemalige Militärjournalist die militärischen Geschehnisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sozusagen aus erster Hand empfangen und für seine Armee und für kommende Generationen festhalten. Eine Chronik hätte sein Buch werden sollen; es wurde stattdessen eine Kritik und ein Programm. «Men against Fire« wurde mit Fleiß gelesen – leider oft so, wie man einen Bestseller liest. Eine vorzügliche deutsche Übersetzung machte das Buch auch der breiteren schweizerischen Leserschaft zugänglich.[1]

Ins Zentrum seiner Betrachtungen schob der Autor die *tatsächliche Feuerleistung* militärischer Verbände im Krieg. Ungeschminkt wie sie waren, wirkten viele Angaben Marschalls unwahrscheinlich; einzelne Zahlen schockierten geradezu. Just seine Angaben über den Prozentsatz der Frontsoldaten, die im Laufe eines Gefechts von ihrer Feuerwaffe auch wirklich Gebrauch machen (im besten Fall 25 Prozent, im Durchschnitt 15 Prozent, dabei alle Infanteriewaffen eingerechnet), brauchte er nicht zu revidieren. Denn diese Zahlen stimmten. Mit der Fiktion, man müsse zur Erhöhung der Feuerkraft eine Truppe lediglich mit zusätzlichen Waffen ausrüsten, räumte dieses Buch sehr gründlich auf. Einige Jahre vorher hatte in einer amerikanischen Flugzeugfabrik ein aus Sozialwissenschaftern zusammengesetztes Team analog festgestellt, daß stark erhöhte Lohnprämien keine gleichzeitige Erhöhung der Produktivität im Gefolge hatten.

---

[1] S.L.A. Marshall: Soldaten im Feuer, Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1951.

Für seine seltsamen Entdeckungen hatte der amerikanische Oberst auch nach Erklärungen gegrübelt. Apodiktisch meinte er, «daß die ernstesten und häufigsten Versager auf dem Kampffeld auf die mangelnde Beherrschung der menschlichen Natur zurückzuführen sind».[2] Dieser Hinweis verliert etwas von seiner Unbestimmtheit, wenn ihm Marshalls Aussage zur Seite gestellt wird, er sei hauptsächlich an den Beziehungen von Mann zu Mann interessiert. Auf der Suche nach weiteren plausiblen Erklärungen für die von ihm festgestellte «Mangelnde Beherrschung der menschlichen Natur» sprach er auch von «zwischenmenschlichen Beziehungen», von «Masseninstinkten» und dergleichen mehr und geriet damit in eine Begriffswelt, die ihm letzten Endes unvertraut war. Dem Wert seines Buches tat das keinen Abbruch. Wie mancher Forscher entdeckte er eine Krankheit, deren Erreger er nicht isolieren konnte.

Der wissenschaftliche Schlüssel zu Marshalls Buch wurde von anderer Seite knapp zwei Jahre später nachgeliefert. Ein Kollektiv von Wissenschaftern (weit über hundert Soziologen, Sozialpsychologen und Statistikern) breitete 1949 in einem vierbändigen, monumentalen Kompendium unter dem Titel «The American Soldier»[3] einige der Früchte und Teile des im Dienst und Auftrag der amerikanischen Armee gesammelten Materials vor der militärischen und wissenschaftlichen Fachwelt aus. Weil sich dieses Werk in erster Linie an einen enggezogenen angelsächsischen Leserkreis wendet, ist es in unserem Land wenig bekannt geworden. Weder liest es sich leicht, noch enthält es eine kompakte soziologische Theorie der militärischen Organisationen. Das gesammelte Material ist so umfangreich, daß die theoretische Überarbeitung durch die Fachwelt noch immer im Gange ist.

Und doch ist der «American Soldier» das unentbehrliche Seitenstück zum Marshall-Buch. Einzig auf diesem Hintergrund ausgewogener Methodik erfährt die Illustrationstechnik des scharfäugigen Beobachters ihre wissenschaftliche Aufwertung und bekommt dadurch auch allgemeine Gültigkeit. Dabei ist die Entstehung einer so breit gelagerten Untersuchung mehr dem Zufall als einem vorgefaßten Plan zu danken.

Die Professoren-Sondertruppe (Research Branch der «Information and Education Division US Army») wurde anfänglich zu einer Art «militärischer Marktforschung» befohlen. Beispielsweise hatten die Forscher in Uniform herauszufinden, warum die im Pazifik stationierten Truppen nicht regelmäßig die Malaria verhindernden Atabron-Tabletten einnahmen (relativ

---

[2] «Deutsche Ausgabe, Seite 39».

[3] Vergleiche Artikel «Der amerikanische Soldat» von Lt. E. Steinfels, ASMZ 1957 Seiten 497ff, 576ff und 638ff.

hohe Zahl von Ausfällen durch Krankheit), oder sie hatten festzustellen, welcher Art von Winterausrüstung die Kampftruppen in Alaska den Vorzug gaben. Erprobte Techniken der zivilen Absatz- und Verkaufsforschung wurden also auf ein militärisches «Publikum» übertragen. Schrittweise arbeitete sich die Forschungsgruppe, auf eigene Initiative hin, an die vitalen Themata der militärischen Kampfführung heran. Auf die Erforschung der Truppenmoral (Einstellung der Truppen zum Kampf, zu den Vorgesetzten, zu militärischen Maßnahmen) folgte die Analyse der menschlichen Verhaltensweisen in der Extremsituation des Kampfes. Eingehend wurden die Fragenkomplexe der Kampfmotivation, der Angst, der neurotischen Erkrankungen («Granatschock») und des Mannschafts-Ersatzsystems behandelt. Ein Meisterstück lieferte die «Research Branch» endlich gegen Ende des Krieges, indem sie auf Grund ihrer Voraussagen die Abwicklung der Demobilisation und die entsprechende Gesetzgebung maßgeblich beeinflußte. Der Veteran wurde nicht unvorbereitet auf den «Weg zurück» geschickt. Man bedenke, welche Probleme die funktionsfähige Rückgliederung von über sieben Millionen Mann in das Sozialsystem eines Landes innert sehr kurzer Zeit aufwirft! Zwischen zwei bis drei Fehlerprozenten bewegten sich die Prognosen (Erwartungen der Veteranen, Berufspläne, Arbeitsplätze, Hilfen) des Teams.

Alle Arbeiten standen unter Zeitdruck. Die Armee wünschte nicht nur praktische Ergebnisse, sie wollte ohne Verzug ihre organisatorischen Maßnahmen, die Schulung der Truppe und die Steuerung der Propaganda nach diesen neugewonnenen Richtlinien ausrichten. Nach dem Tag V wurden die verschiedenen Fragmente in den vorliegenden Bänden zusammengetragen.

Im Rahmen eines Artikels ist eine einläßliche Erörterung und Würdigung des «American Soldier» nicht möglich. Wohl sind aber einige Hinweise angebracht. Jede Armee ist eine bis ins letzte strukturierte soziale Organisation, innerhalb welcher Pflichten und Rechte der einzelnen Mitglieder, je nach ihrem Standort im streng hierarchischen Aufbau, peinlich genau umschrieben sind. Die Gehorsamspflicht wird durch die Sanktionsdrohung unterstrichen. Final betrachtet, trägt die Organisation zweckrationalen Charakter; in ihrer Verfassung ist sie streng autoritär orientiert. Befehle fließen von oben nach unten durch genau festgelegte Kanäle. Sogar die Sprache ist sonderartig knapp. Alles ist auf den einen Zweck zugeschnitten.

Spricht man beispielsweise von der Organisation einer Füsilierkompagnie, dann hat man unwillkürlich ein Planschema vor Augen, das für jede Füsilierkompagnie derselben Armee Gültigkeit hat. Diese Vorstellung fußt auf der «Ordre de Bataille» oder auf stilisierten Graphiken, wie sie in

Schulen und Kursen immer wieder gezeigt werden. Halten wir fest: dieses Leitbild ist der Niederschlag der sogenannten *Formalstruktur*.

Im tatsächlichen wird diese formelle Organisation durch die informelle Struktur je nachdem gefestigt oder durchbrochen. Jedes Kollektiv von Menschen strukturiert sich nach kurzer Zeit wie von selbst, wobei sich diese informelle Struktur nicht nur als außerordentlich stabil erweist, sondern darüber hinaus das Verhalten ihrer Mitglieder maßgeblich bestimmt. Diese Gesetzmäßigkeiten, die wir nur streifen können, hat die Soziologie an Hand von empirischen Untersuchungen erst vor zwanzig Jahren aufdecken können.

Auch in der militärischen Organisation kristallisiert sich eine informelle Struktur zwangsläufig heraus. Informelle kleine Gruppen bilden sich innerhalb der formellen Struktur. Je nachdem wird die Formalstruktur verstärkt oder geschwächt – verstärkt, wenn sich beide Strukturbilder ähnlich sind oder sich gar decken, geschwächt, wenn die informelle Struktur die formelle durchbricht.

Im Schoße einer solchen «kleinen Gruppe» kann der Soldat sein persönliches affektives Bezugssystem aufbauen. In dieser kleinen Welt, deren Gesetze er selbst schafft und somit kennt, fühlt er sich geborgen. Dieser Umstand wäre kaum besonderer Erwähnung wert, wenn nicht unendlich viel von ihm abhängen würde. So überragt die Loyalität zur informellen Gruppe bei weitem die allgemeineren Loyalitätsgefühle zum eigenen Land. Auch der Haß gegen den militärischen Feind spielt daneben eine völlig untergeordnete Rolle. Anders gewendet: der Soldat kämpft zuoberst um die *Erhaltung dieser kleinen Gemeinschaft*.

Die *Moral* ihrerseits ist eine Funktion dieses Phänomens. Fallen formelle und informelle Struktur zusammen, dann wird die Moral immer gut sein, falls die Minimalbedürfnisse (Essen, Munition, ärztliche Hilfe) befriedigt werden. Natürlich tritt dieser Idealfall selten genug ein. «Widersprechen» sich aber formelle und informelle Struktur geradezu, dann wird sogar eine bestens bewaffnete und hervorragend ausgebildete Truppe im Kampf ohne Chance versagen.

Eine ähnliche Interdependenz besteht zwischen informeller Struktur und *Führung*. Obgleich hier auch andere Faktoren hineinspielen, ist auch auf diesen Fragenkomplex kurz hinzuweisen: einer militärischen Gruppe wird in Nachbildung der Formalstruktur ein Führer «aufgenötigt». In stummer Wahl hat die Gruppe ihren informellen Führer bereits gewählt – sie ist sich dessen nicht bewußt, aber es ist derjenige, «der den Ton angibt», der «Chef», der von allen als Autorität begrüßt wird. Während der eingesetzte Führer, beispielsweise der Unteroffizier, seinen Führungsanspruch von der

militärischen Satzung herleitet, wobei ihm nebenbei seine größere Erfahrung und sein militärisches Wissen auch noch zu Hilfe kommen, kann sein informeller Rivale keinen legitimen Führungsanspruch geltend machen. Konflikte zwischen Unteroffizier und einem «Rädelsführer» gehören zu den Alltäglichkeiten des Kasernenhofs. Meistens endet diese Partie mit einem Remis, indem jeder den andern aus dem eigenen Geltungsbereich wachsam heraushält. Nicht so im Krieg. Dort wird die Frage der unbedingten Gefolgschaft zur Lebensfrage. Viele Beispiele – auch im «American Soldier» – zeigen, daß der tüchtige Unteroffizier nicht nur der formelle Führer ist, sondern zugleich – dank seines überlegenen Könnens – in der stummen Wahl das Rennen macht und damit formeller und informeller Führer in Personalunion wird.

Kennt ein Hauptmann in Umrissen die informelle Struktur seiner Kompagnie, dann weiß er, welche Gelenke seines Verbandes brüchig und welche solide sind. Plötzlich wird ihm auch klar, warum der im Feuer selbstlos und angriffige Soldat in der Etappe durch sein rebellisches Benehmen auffällt und im disziplinarischen Sinne laufend straffällig wird. Durch Bestrafung wird in diesen Fällen nichts erreicht. Für die taktische Verteilung seiner Mittel kommt ihm dieses Wissen sehr zustatten. Kein Zug ist gleich stark wie der andere, selbst wenn beider Züge Bestand an Unteroffizieren, Mannschaft und Waffen genau gleich groß ist. Im Friedensmanöver genießt eine Gefechtseinheit – einer Schachfigur nicht unähnlich – einen völlig unverdienten Standard-Kampfwert. Zwar ist dieser Spieltrick nötig; er darf aber nicht zur unbegründeten Auffassung verleiten, ihm liege auch nur entfernt die Wirklichkeit zugrunde.

Weiter oben wurde kurz über die relative Wirkungslosigkeit der sogenannten «Sekundärsymbole» (Vaterlandsliebe; politische Überzeugung usw.) in der Kampfsituation gesprochen. Dieses Umstandes wurde sich die amerikanische Führung erst gegen Abschluß der Untersuchungen bewußt. Als deutsche Truppen gegen Kriegsende in taktisch hoffnungslosen Situationen aushielten, führten die Alliierten diesen Umstand auf die starke ideologische Überzeugung des deutschen Gegners zurück. Lautsprechertanks wurden ins Niemandsland vorgeschickt, um dem Feind brüllend die Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes klar zu machen. Politische Munition wurde in Form von Flugblättern gleichzeitig auf die Ausharrenden verschossen. Die Propaganda war gut, aber sie kam trotzdem nicht an. Das Nächstliegende ist nicht immer das Richtige, und um die Wurzel für die Zähigkeit im Widerstand bis zum letzten Mann bloßzulegen, hatten die Amerikaner zur nächstliegenden Begründung gegriffen. Nachträglich stellte sich heraus, daß nur der isolierte, von seiner Gruppe abgesprengte Einzelkämpfer unter

Propagandaeinwirkung zur Übergabe bewegt werden konnte. Erst die Auflösung der Primärgruppenstruktur (oder der informellen Struktur) weichte den feindlichen Durchhaltewillen in dem Maße auf, daß die Propagandaargumente wirkungsvoll einschlugen. Auch die nachherige Aufgliederung der Deserteure in überzeugte Nationalsozialisten und Gegner des Systems ergab keinerlei schlüssige Korrelation. Zur Erzielung einer hohen Trefferwahrscheinlichkeit bedarf die Propaganda der sorgfältigen Steuerung. Der Feind muß psychisch sturmreif geschossen werden. Dasselbe gilt aber auch für die erfolgreiche Abwehr der psychologischen Feindattacken. Zumal unter diesem Gesichtspunkt wäre das gewissenhafte Studium dieser Belange auch bei uns geboten. Wir werden kaum in die Lage kommen, gegen einen präsumptiven Gegner einen groß angelegten Propagandafeldzug vorzutragen. Hingegen werden wir uns im Konfliktfall gegen die Propagandaeinbrüche eines mächtigen Aggressors zur Wehr setzen müssen.

In der Art eines Schlaglichts sollen diese Hinweise einige Forschungsresultate des «American Soldier» und ähnlicher Schriften herausstellen. Über die Mechanismen, welche bei der Anpassung des Zivilisten an die militärische Organisation zu spielen beginnen, wären einige ergänzende Anmerkungen wohl am Platze. Ebenso könnte die soziologische Funktionsfähigkeit autoritärer Organisationen in den Brennpunkt der Betrachtung gerückt werden. Wir wollen uns an dieser Stelle aber die Beschränkung des bloßen Hinweisens auferlegen.

Nachdem Fragen dieser Ordnung heute der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich sind, sollte gerade auch die Armee von dieser Möglichkeit profitieren. Industrie und Handel – ihrerseits rein zweckorientierte Organisationen – halten nicht zurück, wenn Ausstoß oder Umsatz durch die Heranziehung neuer Methoden und Erkenntnisse vervielfacht werden kann. Beispiele hiefür sind Legion. Der so erzielte zusätzliche Gewinn drückt sich da in klingender Münze aus, dort im Ernstfall in ersparten Menschenleben. Kann eine Armee nicht auf ein riesiges Menschenreservoir zurückgreifen, so wird sie auf jeden Fall aus den verfügbaren Truppen einen möglichst hohen Wirkungsgrad herausholen müssen. Mithin wären solche Armeen schlecht beraten, wenn sie sich nicht alle Möglichkeiten zur Erhöhung von Kampfkraft und Gefechtsleistung dienstbar machten.

Überdies bekennen wir uns zum Milizsystem. Wiewohl der Milizsoldat in gewisser Weise militärischer Dilettant ist, stellt der Krieg an ihn dieselben Anforderungen wie an den Berufssoldaten. Der Berufssoldat genießt den Vorteil der längeren militärischen Ausbildung. Er erwirbt sich den beruhigenden, stets präsenten Reflex. Nicht so der Milizsoldat. Aus zeitlichen Gründen bringt ihn die Ausbildung nicht so weit, daß er sich im Kampf auf die

Automatik der Routine stützen kann. Der Milizsoldat muß dieses Handicap in Kauf nehmen. Es kann höchstens durch eine optimale Ausbildung aufgewogen werden.

Ein modernes militärpädagogisches Lehrgebäude wäre denn über den Ergebnissen dieser sozialwissenschaftlichen Untersuchungen aufzurichten; ebenso wäre bei der Heeresreorganisation die Miteinbeziehung der soziologischen Schau in der Planung von aktuellem Wert.

Der Einsatz der Fliegerabwehr im Gebirge

Von Oberst H. Born

Der Einsatz der Flab im Gebirge folgt im Prinzip den gleichen Doktrinen wie beim Einsatz in der Ebene. Allerdings treten im Gebirge zusätzlich wichtige Faktoren auf, die einer gründlichen Beurteilung bedürfen und die oft dazu führen, daß bewußt oder gezwungen von der Einsatznorm abgewichen werden muß.

Als Einsatznorm gilt:

- *für die leichte Flab* das Aufstellen der Geschütze möglichst nahe beim zu schützenden Objekt (nicht weiter entfernt als 500 m) und die einzelnen Stellungen so gewählt, daß möglichst um 360 Grad freies Schußfeld gewährleistet wird;
- *für die schwere Flab* das Aufstellen der Batterien so um den zu schützenden Raum, daß im Abwehrdispositiv keine Lücken auftreten und so weit nach außen abgesetzt, daß die anfliegenden Flugzeuge vor Abwurf ihrer Bombenlasten bekämpft werden können.

Welches sind nun diese wichtigen Faktoren und wie beeinflussen sie den Einsatz der Flab im Gebirge? Beginnen wir mit der Beurteilung des Flugzeuges, als wichtigstem Gegner der Flab.

Das Gebirge bietet dem Piloten gewisse Vorteile, aber auch sehr viele Nachteile.[1]

Der Hauptvorteil ist der, daß mit Jagdbombern und Erdkampfflugzeugen in den Gebirgstälern die Ziele im Radarschatten der Fernüberwachung angeflogen werden können und dabei einer der großen Pluswerte der Luftwaffe – die Überraschung der feindlichen Flab – voll und ganz ausgenützt wird. Einmal im Zielgelände, können die Angriffe rasch nacheinander aus

[1] Vgl. Oberst Bridel: Der Einsatz der Flugwaffe im Gebirge. ASMZ, Februar 1960, S. 96.